

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 194.

Samstag, den 20. August 1905.

20. Jahrgang.



Kronprinzessin
Die Kronprinzessin als Modeschöpferin. Jung, hübsch, elegant und geschmackvoll in der Wahl ihres Anzuges — wenn eine Prinzessin diese Eigenschaften in sich vereinigt, kann sie, zumal sie die Gemahlin des Thronfolgers ist, also die Zukunft verkörpert, gewiss sein, daß ihre Art sich zu kleiden Nachahmung findet, daß sie, ohne es zu wollen, zur Modeschöpferin werden wird. Überall wird dieses Schicksal sehr bald auch der Kronprinzessin Cecilia vollzogen werden, und wenn es ihr bisher nur wenig zu Theil wurde, so ist die Ursache dafür wohl nur in dem Umstande zu suchen, daß die jugendliche Fürstin in der Hauptstadt des Reiches, in Berlin, noch so verhältnismäßig selten gesehen wurde und das Publikum sie fast eigentlich nur während der Feiertage ihres Einzuges und ihrer Hochzeit flüchtig zu sehen bekam. Die Potsdamer waren in dieser Hinsicht besser informiert. Den Damen der Potsdamer Gesellschaft, insbesondere denen des Offizierscorps des 1. Garderegiments zu Fuß, dem ihr Gatte angehört, kam die Kronprinzessin schon mehrfach in Betracht, und auf ihren Morgen- und Abendspaziergängen in den weitläufigen Anlagen des Marinsparks sah sie auch mancher, der sich nicht in diesem Gesellschaftskreise rechnen darf. Und nun scheint es, daß eine Gewohnheit der Kronprinzessin, eine Mode, die in Deutschland bisher nur wenig Anklang hatte, durch sie plötzlich „eingeführt“ sein wird. Die Kronprinzessin Cecilia bedient sich auch der Nationalzeitung zu ihren Auswanderungen nämlich — eine Spazierstunde eines schlichten, ziemlich hohen, mit einem goldenen Griff versehenen und einer Seidenschleife geschmückten Stuhls. Neu ist die Mode ja keineswegs, wenn sie auch bei uns noch wenig in Gebrauch war. In Frankreich und besonders an der Riviera, wo Herzogin Cecilia ihre Jugend verlebte, sieht man solche Stühle allgemein in den Händen der Damen und unter den Brautgeschenken der eleganten Pariserin wie der reichen Amerikanerin. Seitdem nun die Kronprinzessin das Beispiel gegeben hat, kann man bereits jetzt in unseren eleganten Sommer-

frischen, namentlich am Meeresstrande, bemerken, daß es schnell Befolgung findet. Der Sommerstod fängt auch bei uns an, zum unentbehrlichen Requisit schöner Frauen zu werden, und war er ehedem das wenig beneidenswerthe Privileg des Alters und der Schwäche, so erscheint er jetzt in ihren schlanken Fingern wie ein Szepter weiblicher Anmuth und Grazie. Erinnert er doch auch vielfach an die buntemundenden Stäbe, die wir in in den Händen der hohen Schürerinnen auf den Bildern der Watteau-Zeit sehen. Und Kunst und Handwerk vereint, vermögen diesen Spazierstöden in der That ein reizendes Aussehen zu verleihen. Am meisten liebt man für sie eine helle Farbe — auch der der Kronprinzessin zeigt eine solche — und man kann das Raffinement soweit treiben, zu jeder Toilette einen Stod in der passenden Abstimmung zu besitzen. Oben endet der Stod in einer silbernen oder goldenen leichtgebogenen Krüde, oder in einem flachen Knauf, der wohl auch die Chiffre der Eigenthümerin in edlen Stein trägt. Die breite Schleife, jenseits dem Knauf entsprechend anzubringen, ist nicht schwer, aber statt der Schleife erfreuen sich neuerdings auch künstliche Blumen und Früchte wachsender Beliebtheit. Schon aus diesen kurzen Andeutungen ersieht man, daß diese durch die Kronprinzessin neu geschaffene oder doch wenigstens neu belebte Mode der verschiedensten Wandlungen, je nach persönlichen Geschmack fähig ist. Und das ist ja schließlich das Haupterforderniß für jede neue Mode, die sich in der Gunst der Frauen erhalten will.

Der Maler und sein Modell. In Berliner Künstlerkreisen spricht man jetzt viel von der Verlobung eines jungen Porträtmalers mit einer Dame der österreichischen Aristokratie. Das Atelier des Künstlers liegt im schönen Berlin W. Es ist jetzt gerade ein Jahr her, da erschien bei ihm ein junges Mädchen, das sich ihm als Modell anbot. Der Kopf der schönen Wittfelerin gefiel dem Künstler, und mehrere seiner Porträts tragen die Gesichtszüge dieses Modells. Das junge Mädchen, das sich Frieda von S. nannte, erzählte dem Künstler, daß sie einer vornehmen, aber völlig verarmten adeligen Familie Oesterreichs entstamme. Ein halbes Jahr verging. Eines Tages kehrte die Dame nicht wieder, dafür traf aber ein Brief ein, der dem Maler mittheilte, daß Frieda v. S. eine kurze Reise in ihre Heimat unternommen müsse. Von dieser Zeit an war die Dame spurlos verschwunden. — Der Maler suchte in diesem Sommer Erholung in Niffingen. Als er zum ersten Male Mittags den Speisesaal seines Hotels betrat und an der Table d'hôte Platz nahm, sah er sich zwei elegant gekleideten Damen gegenüber, deren jüngere eine frappante Ähnlichkeit mit seinem verschwun-

den Modell aufwies. Im nächsten Augenblick war der junge Mann der älteren Dame, Frau Baronin v. S., durch ihre Tochter vorgestellt. Freimüthig erzählte nun die Baronin, daß sie infolge finanziellen Zusammenbruchs ihrer Familie den Entschluß gefaßt hatte, sich ihr Brot selbst zu verdienen. Da es ihr in dem fremden Berlin außerordentlich schwer gefallen sei, eine Stelle als Gesellschafterin zu erhalten, so habe sie sich, als ihre Geldmittel erschöpft waren, zum Modellstehen entschlossen. Dann aber habe sich ihr Schicksal gewendet. Der Grund ihrer plötzlichen Abreise von Berlin sei die Nachricht gewesen, daß ihrer Mutter ganz unerwartet eine große Erbschaft zugefallen sei. — Dieser ersten Wiedersehen des Malers mit seinem Modell ist nun die Verlobung gefolgt.

Von der Königin Wilhelmine schreibt ein Korrespondent des Daily Telegraph: Wer, wie ich, Hollands Königin von ihrer Kindheit an bis jetzt beobachtet hat, ist sehr schmerzlich berührt, wenn er sieht, wie sich das Idol des holländischen Volkes in den letzten beiden Jahren verändert hat. Das angenehme, gewinnende Gesicht hat seinen mädchenhaften Reiz verloren und die Linien über den Mund und über den Augen zeigen unverkennbar, daß man eine in ihren Hoffnungen enttäuschte Frau vor sich hat. Die Begeisterung, mit der die Holländer einst von ihrem „Wilhelmine“ sprachen, ist nicht mehr so lebhaft, obgleich die Bärtlichkeit für sie unvermindert fortbesteht. Die holländische Royalisten — und sie sind in der That nur ihre eigenen Royalisten — setzen ihre letzte Hoffnung auf sie. Die Königin Wilhelmine hat den ganzen Stolz ihrer Rasse und sie wagt eifrig über das, was sie mit ihrem Volke für die glorreichen Traditionen des Hauses Oranien hält. Aus diesem Grunde ist sie so tieftraurig darüber, daß ein Thronerbe fehlt; sie hält dies für ein nationales Unglück. Infolge dieser Enttäuschung haben die letzten beiden Jahre sie um zehn Jahre gealtert. Ganz Holland beiet für sie, und für den Erben, der die Dynastie erhalten soll.

„Zacherlin“
Unvergleichlich in der Kunst der Kunst

814 In Wiesbaden bei den Herren:
Christ. Zacher, Kirchstraße 6.
H. Berling, Drog. Gr. Burgstr. 12.
Fritz Bernheim, Weing. 39.
Ed. Brecher, Neugasse 12.
Dr. H. Gray, Langgasse 29.
Willy Gracie, Webergasse 37.
Heinrich Krieger, Goldgasse 9.
G. Koll, Drog. & r. Kreuz.
Sedanplatz 1.
Richard Schub, Rhrstr. 87.

Marburg's Schwedenkönig, bester Magenlikör.

Friedrich Marburg, Wiesbaden, Neugasse.

763



Von der Reise zurück!
Zahnarzt Funcke.

Rheinisch-Westf. Handels- und Schreibr.-Anstalt
Wiesbaden,
bzw. 38 Rheinstraße 38, Ecke Reichstraße.
Große helle Unterrichts-Räume für Damen und Herren getrennt.
Buchführung, Rechnen, Handelskorrespondenz, stenographisch, Maschin- und Schreibr.-Unterricht, Tag- und Abendkurse. 6397
Prospekte kostenfrei.

Warum sind die Zähne so teuer?
Durch den geringen Umsatz!
Unser Prinzip ist „Großer Umsatz, kleiner Nutzen“.
Zähne von Mk. 1.50 an mit der Platte. Keine Extraberechnung. Unter Garantie.
Ganze Gebisse von 42 Mk. an. Reparaturen zerbroch. Gebisse von 1 Mk. an. Zähne ohne Gummien von 5 Mk. an in Stützkränzen, Kronen und Brücken. Plomben von 1 Mk. an. Goldplomben von 5 Mk. an. Zahnziehen 1 Mk. Umarbeiten nicht passender Gebisse von 1 Mk. per Zahn. 5962
Amerikan. Zahn-Praxis Union,
Langgasse 4, I.
Sprechst. 9-1 und 2-7, Sonntags 10-1.

Für die Reise
empfehle in grösster Auswahl zu billigsten Preisen:
Reisekörbe,
Reise-Handkörbe,
Picknickkörbe,
Reise-Rollen,
Reise-Riemen,
Schwämme,
Schwamm-Beutel,
Seifendosen,
Hutkörbe,
Hutschachteln (Holz und Papp).
Alle Arten Koffer, Handkoffer, Handtaschen.
Karl Wittich
Michelsberg 7, Ecke Gemeindebadgässchen.
Alle Bürsten für die Reise:
Zahn-, Nagel- und Haarbürsten,
Wisch-, Schmutz- und Kleiderbürsten 8033
Reise-Spiegel und -Kämme,
Brennmaschinen und -Scheeren und alle Toilette-Artikel.
Neuanfertigung u. Reparaturen aller Korbwaren.
Ferner alle Korb-, Holz-, Bürstenwaren,
Sieb- und Küferwaren, Putz- und Scheuer-Artikel.
Karl Wittich,
Michelsberg 7, Ecke Gemeindebadgässchen.

Gesetzlich geschützt!
„Rabatt-Karte“
D. R. G. M. 109 081
VON
Carl Claes
Wiesbaden, Bahnhofstrasse 10.
Wäsche, Weisswaren, Unterkleider, Strumpfwaren, Handschuhe
— Eigene Näheret und Strickeret. —
Anweisung. Ich versichere auf Verlangen bei Bareinkauf für je 50 Pfg. des bezahlten Betrages eine Rabatt-Markte im Werte von 2 Pfg. Diese Marken klebe man in die auf der Innenseite der Rabatt-Karte vorgedruckten Felder. Sobald die 100 Felder besetzt sind, sende ich für die Rabatt-Karte in bar. 2 Mark

Möbel u. Betten
gut und billig, auch Zahlungserleichterungen zu haben
907 **A. Leicher, Adelsheidestr. 46.**

Bruno Wandt
WIESBADEN 42, Kirchgasse 42, gegenüber Schulgasse.
Special-Abteilung für
Original Münchener
Loden Joppen Anzüge
& Pellerinen.

Habe meine
Schildermalerei
von Friedrichstraße 36 nach
Oranienstraße 17,
dem Gerichtsgebäude gegenüber, verlegt. Privat-Wohnung:
Schwalbacherstraße 6. — Auch ist Herr Postlieferant
N. Kölsch, Friedrichstraße 36, gerne bereit, Aufträge für mich entgegen zu nehmen. 6460
Hermann Vogelsang, Schildermaler,
Oranienstraße 17, Schwalbacherstraße 6.

Für Gartenfeste, Sommerfeste
empfehle:
Lampions, Luftballons, Feuerwerk.
Bengalische Beleuchtungskörper, Kinderfahnen.
Abbrennen grösserer Feuerwerke durch eigene Angestellte.
Uebernahme ganzer Arrangements für Gartenfeste.
Wiesbadener Fahnen-Fabrik
Wilhelm Hamann, 4888
Friedrichstrasse 25. — Kein Laden.

Brud. Cier
per Stück 4 1/2, 5 u. 5 1/2, 8 1/2, 10 1/2, 12 1/2, 14 1/2, 16 1/2, 18 1/2, 20 1/2, 22 1/2, 24 1/2, 26 1/2, 28 1/2, 30 1/2, 32 1/2, 34 1/2, 36 1/2, 38 1/2, 40 1/2, 42 1/2, 44 1/2, 46 1/2, 48 1/2, 50 1/2, 52 1/2, 54 1/2, 56 1/2, 58 1/2, 60 1/2, 62 1/2, 64 1/2, 66 1/2, 68 1/2, 70 1/2, 72 1/2, 74 1/2, 76 1/2, 78 1/2, 80 1/2, 82 1/2, 84 1/2, 86 1/2, 88 1/2, 90 1/2, 92 1/2, 94 1/2, 96 1/2, 98 1/2, 100 1/2.
per 2 Pfg., 7 St. 10 Pfg., per Schoppen 30 u. 40 Pfg., bei J. Hornung & Co., Häfnergasse 3. 6148

Großer Schuh-Verkauf
Neugasse 22, 1 Etage hoch. 9683



Nr. 194.

Donntag, den 20. August 1905.

20. Jahrgang

Sein Dämon.

Roman in zwei Abtheilungen von Franz Treller.

Nachdruck verboten.

Da waren zwei Zeugnisse von Ärzten, des Dr. Seytings zu Rocksville und des Dr. Lunkin zu Herford, die unter Beglaubigung des Sheriffs bescheinigten, daß Arnold von Hohenthal an Wahnvorstellungen litt, ihn für seine Umgebung gefährlich machten, und seine schnelle Ueberführung in eine Heilanstalt für Geisteskranken dringend anempfahlen. Der Sheriff gab die Papiere den beiden anderen Herren, die sie durchsahen und zurückgaben.

„Gegen diese Zeugnisse ist nichts einzuwenden“, sagte der Sheriff.

Etwas wie Triumph blühte in dem Auge des Irrenarztes auf.

„Sie haben natürlich das Ableben Ihres Patienten an dessen Gattin berichtet“, nahm der Advokat das Wort.

„Gewiß sofort.“

„Ihr einen Todtenschein gesandt?“

„In den vorgeschriebenen Formen.“

„Würden Sie nicht die Güte haben“, fragte der Sheriff wieder, „uns das Aeußere des Mr. Hohenthal zu beschreiben?“

Der Doktor suchte und sagte dann wie nachsinnend: „So weit ich die Persönlichkeit im Gedächtniß habe, war Mr. Hohenthal von mittlerer Statur, mager und von fränklichem Aussehen.“

„Sie verwechseln ihn, wie mir scheint, mit Mr. Weller“, erwiderte scharf und nachdrücklich der Advokat.

„Mr. Weller?“ Die plötzliche Frage schien die Sicherheit des Irrenarztes zu erschüttern, aber für einen Augenblick nur, dann setzte er ruhig hinzu: „Wie kommen Sie auf Mr. Weller?“

„Er war gleichzeitig hier mit Mr. Hohenthal, nicht wahr?“

„Ich glaube ja“, antwortete der Arzt. „Doch davon können wir uns gleich überzeugen, wenn ich in meinem Buche nachsehe.“

„Wo ist dieser Mr. Weller?“

„Er wurde von hier in die Anstalt Mr. Boltons, Mary-lodge, Tennessee, unweit Covington, übergeführt.“

„Wo sind die ihn betreffenden Papiere?“

„Die sind nun freilich mit dem Patienten in den Besitz Mr. Boltons übergegangen“, sagte mit fast spöttischem Lächeln der Irrenarzt, „der sie Ihnen gewiß bereitwilligst zur Verfügung stellen wird.“

„Haben Sie nicht einen Assistenzarzt hier?“

„Nein.“

„Aber Sie hatten einen?“

„Ja, mußte ihn aber wegen Untauglichkeit entlassen.“

„So? Wir werden darauf zurückkommen.“

„Sind unter Ihren Wärtern noch einige aus der Zeit da, als Mr. Hohenthal starb?“

„Gewiß; bei mir wechselt das Pflegepersonal selten.“

„Lassen Sie einen der Leute herbeirufen.“

„Das soll geschehen. Doch möchte ich nun endlich wissen, worauf dieses ganze Verhör, dem ich unterzogen werde, hinaus-

will. Was bedeutet das, Herr Sheriff, daß man in dieser mit ganz unerklärlichen Weise gegen mich vorgeht?“

„Das werden Sie gleich erfahren. Lassen Sie nur einen Wärter kommen.“

Dr. Wood klingelte und befahl einem erscheinenden Diener, den Wärter William zu rufen.

Während der Mann seinem Auftrag ausfuhrte, bot der Anstaltsdirektor Thee und Kognak an, die aber abgelehnt wurden.

William kam, ein breitschulteriger Bursche mit verschmitztem, ja tückischem Gesicht.

Er sah fragend seinen Herrn an.

„Du wirst die Fragen, die der Herr Sheriff an Dich richtet, der Wahrheit gemäß beantworten.“

„Sehr wohl Sir.“

„Wie lange dienen Sie hier?“

„Fünf Jahre, Ew. Ehren.“

„Sie entsinnen sich Mr. Hohenthals, der als Patient hier war?“

„Ach, Ew. Gnaden, wir Wärter kennen selten die Namen der Kranken und bezeichnen sie als den auf Nr. 5 oder 6 und so.“

„Aber es ist doch hier vor einigen Monaten ein Patient gestorben?“

„Ganz recht, Ew. Gnaden, ja, und er hatte auch so einen fremden Namen; jetzt fällt mir's ein.“

„Und dann war noch ein Mr. Weller hier?“

„Das kann wohl sein, Ew. Gnaden.“

„Sie entsinnen sich dessen auch?“

„Ew. Ehren, uns Wärtern kommen so viele Leute vor, die bald längere, bald kürzere Zeit hier sind, daß man nicht immer darauf schwören kann, wenn man einen wieder sieht, ob er es auch wirklich ist.“

Der Bursche war, wie es schien, sehr gerieben.

Dr. Ellinghaus, der sich auf einen leisen Wink des Sheriffs still entfernt hatte, trat jetzt wie auf sein Stichwort mit Hohenthal ein.

Des Irrenarztes Gesicht nahm eine undurchdringliche Miene an; der Wärter aber zeigte etwas wie Schrecken im Gesicht.

„Wer ist denn das, mein Junge?“ fragte der Sheriff.

„Ja — Ew. Ehren, mir kommt es vor, als ob ich den Gentleman schon gesehen hätte, aber wo und wie, vermag ich nicht zu sagen.“

„Und für wen halten Sie den Herrn, Herr Direktor?“

Der Mann, dessen Gesicht schon von Natur farblos war, wurde noch eine Nuance bleicher, als er in Hohenthals funkelnde Augen blickte, obgleich ihn nach allem, was vorhergegangen war, dessen Erscheinen nicht wundern durfte.

Mit einer staunenswerthen Dreistigkeit aber sagte er: „Das ist fürwahr Mr. Weller, den ich einige Zeit in Behandlung hatte, und er scheint wohl und gesund.“

Das war so verblüffend, daß sich alle ansehn. Noch ehe das Erstaunen über diese unglaubliche Frechheit sich gelegt hatte, ließ sich draußen auf dem Sterridor eine kräftige Stimme vernehmen, bei deren Klang der Irrenarzt zum ersten Male seine Ruhe verlor.

„Ich lasse mich nicht abweisen, Bursche“, sagte die Stimme, „ich kenne Eure Winkelzüge, öffne oder ich öffne selbst!“ Die Thür wurde aufgerissen, und herein trat ein junger Mann von gutem Aussehen und mit zornig erregtem Gesicht. Er stutzte, als er die anwesenden Herren erblickte, und Hohenthal fuhr freudig zusammen. „Doktor Warren!“ sagte er laut. Der junge Mann wandte sich zu ihm:

„Mein Gott, Mr. Hohenthal, sind Sie noch immer hier?“

„Wer sind Sie, Sir?“ fragte ernst der Sheriff und nannte seine amtliche Eigenschaft.

„O, das ist mir lieb, Sie hier zu treffen, Sir. Ich bin Doktor Warren, der einige Zeit hier als Assistenzarzt thätig war und plötzlich als unbrauchbar entlassen wurde, weil ich diesen Mr. Hohenthal für gesund erklärte.“

„Sie waren mein Vetter, Doktor“, warf Hohenthal ein.

„Waren Sie noch hier, als Mr. Weller starb?“

„Nein, Sir.“

„Aber Sie hatten Mr. Weller gekannt?“

„Ja, und behandelt.“

„Sah er diesem Herrn ähnlich?“

„Durchaus nicht, Sir, Mr. Weller war ein körperlich herabgekommenes Individuum, das an Lungentuberkulose litt, und mindestens um 10 Jahre älter als Mr. Hohenthal.“

„Also dieser Herr ist?“

„Ich kenne ihn unter dem Namen Hohenthal.“

„Und Sie hielten ihn nicht für geisteskrank?“

„Nein! Kurz nachdem ich dies Mr. Wood eröffnet hatte, wurde ich Anwalt und Fall entlassen und mir sogar ein Zeugnis erteilt. Dies zu erzwängen bin ich jetzt hier.“

„Sie kommen uns sehr gelegen. Wir hätten Sie zwar gesucht, aber es würde Mühe gemacht haben, Sie zu finden.“

Der Direktor zeigte seit dem Erscheinen seines einstigen Assistenten nichts mehr von der bisher zur Schau getragenen Sicherheit, und auch der Wärter schaute sehr betroffen herein.

„Wir sind hier, um die Identität Mr. Hohenthals nachzuweisen, Herr Doktor, den der Herr Direktor bereits begraben und dem er einen Leichenstein gesetzt hat.“

„Wie?“

„Sie sollen das Nähere erfahren. Würde man nach Ihrer Ansicht die Persönlichkeit Mr. Wellers — der allem Anscheine nach unter dem Namen Hohenthal begraben worden ist — auch jetzt noch nach äußeren Kennzeichen feststellen können?“

„Ja, Weller trug die Kennzeichen eines Bruches des Hühnerknochens des rechten Armes, und sein Schädel muß die Spuren einer Verletzung durch den Hieb mit einem scharfen Instrument aufweisen, auch fehlen ihm vorn zwei Zähne.“

„Das genügt. Morgen soll die Exhumierung vorgenommen werden.“

Hierauf erhob sich der Sheriff, nahm seinen kleinen Amtsstab aus der Tasche und sagte:

„Mr. Wood, im Namen des Gesetzes der Vereinigten Staaten verhafte ich Sie als dringend verdächtig der Fälschung und des Mißbrauchs der Ihnen anvertrauten ärztlichen Gewalt.“

Mit leichenfahlem Gesichte erhob sich der Irrenarzt, sank aber in seinen Stuhl zurück.

„Mr. William, ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes als dringend der Beihilfe bei den strafbaren Handlungen Mr. Woods verdächtig.“

Der Wärter nahm stumpfsinnig diese Ankündigung hin.

„Sie werden gestatten“, sagte Mr. Wood, daß ich erst meine Papiere ordne, ehe ich von hier fortgeführt werde.“

„Das wird der Untersuchungsrichter thun, ich werde hier sofort die Amtssiegel anlegen.“ Dann wandte er sich an den ehemaligen Assistenten Doktor Woods: „Sind Sie im Stande, für kurze Zeit die Leitung der Anstalt zu übernehmen?“

„Ja, Sir!“

„Dagegen protestire ich“, sagte der Gefangene heftig.

„Es bleibt Ihnen unbenommen, der Behörde einen geeigneten Vorgesetzten Ihrer Anstalt, der Sie vertritt, zu bezeichnen, da bis dahin aber die Kranken nicht ohne ärztliche Aufsicht bleiben können, stelle ich kraft meiner Amtsgewalt Mr. Warren an die Spitze Ihres Instituts.“

Der Konstabler wurde gerufen und ihm die Gefangenen übergeben.

Der Sheriff versiegelte das Bureau und die Wohnräume des Direktors. Die Herren begaben sich dann nach der Stadt zurück, sich des Erfolges ihrer Mission freudig und Hohenthal herzlich beglückwünschend.

Die nächsten Verbände ergaben, daß die Persönlichkeit Hohenthals nicht nur von Williams, sondern auch noch von einem anderen Wärter festgestellt wurde, wie auch die Exhumierung der Leiche die Kennzeichen ergab, daß der junge Assistent nachgegeben hatte.

Aufgefundenen Briefschaften bekundeten, daß dem Direktor eine große Summe für Hohenthals Beseitigung und den gesetzmäßigen Leichenstein angeboten worden waren.

Doktor Wood wurde vor die Assisen verwiesen und der Leichenstein mit dem Namen Hohenthal zerschlagen. Ebenso wurde durch den Richter festgestellt, daß der Todtenschein auf Mr. A. von Hohenthal lautend, zu Unrecht ausgestellt worden, da dieser erwiesenermaßen noch am Leben sei und man dem Coroner betrügerischerweise die Leiche eines gewissen Weller unter dem Namen Hohenthal zur Untersuchung vorgestellt habe.

Nach herzlichem Abschiede von den Männern, die ihnen so herrlich beigegeben, reisten Hohenthal und Ellinghaus jetzt nach Rodessville zurück, das erstere vor jetzt mehr als zehn Monaten verlassen hatte.

Nicht gering war das Erstaunen über Hohenthals Erscheinen, denn die Nachricht von seinem in Towertown erfolgten Tode war bekannt geworden.

Mr. Hawkins, der Covingtoner Arzt, der das Zeugnis ausgestellt hatte, das ihn ins Irrenhaus brachte, war plötzlich verschwunden.

Von Mrs. Hohenthal und dem jungen Henry wußte in Rodessville und seiner Umgebung niemand etwas. Zwar hatte Mrs. Hohenthal versucht, durch einen Sachverwalter, durch den sie zugleich der Behörde in Rodessville den Todtenschein ihres Gatten vorlegen ließ, über Contenthouse zu verfügen und es zum Verkauf zu bringen.

Der durch Ellinghaus aufmerksam gemachte Sheriff öffnete auf Grund des Todtenscheins das Testament Hohenthals und stellte, da Henry Hohenthal Erbe sei und die Wittve nur einen Theil des Reinertrages zu verlangen habe, in Abwesenheit des ernennten Testamentvollstreckers und Vormundes die Verwaltung von Contenthouse unter obrigkeitliche Aufsicht im Interesse des Erben.

Hohenthal hatte keine Schwierigkeiten, um wieder in den Besitz seines Eigenthums zu gelangen.

Das Wiedererscheinen des jungen, sehr beliebten Arztes erregte allgemeine Freude.

Von ihrem Abenteuer schwiegen aber beide Freunde, und nur dem Sheriff wurde von allem Mittheilung gemacht und ihm die Gerichtsverhandlung in Stanley zur Kenntniß gebracht.

Mit tiefster Rührung dankte Hohenthal dem Schloßen Bedder, der sich alsbald, nachdem er seine Aufgabe erfüllt, auf den Weg zur Heimath gemacht hatte, da er ängstlich einer Berührung mit der Behörde aus dem Wege ging.

Er betrieb in Covington sein Geschäft nach wie vor.

Hohenthals einziger Gedanke war, seinen Knaben zurückzugewinnen, alles andere war ihm Nebensache.

Zahlreich waren die Besuche der Nachbarn in Contenthouse, von denen einige, durch wirkliche Theilnahme getrieben, kamen, die Mehrzahl aber nur die Neugierde herführte, die indessen bei dem schweigsamen Hohenthal keine Befriedigung fand.

Da es keinem Zweifel unterworfen schien, daß Mrs. Hohenthal mit Mr. Vancouver davongegangen war, galt es, den Aufenthalt dieses Herrn festzustellen, und es wurde deshalb nach Newpork geschrieben, wo dessen Familie ansässig war. Gleichzeitig schrieb Hohenthal ausführlich über seine Erlebnisse an seine Verwandten nach Deutschland, hoffend, daß seine Frau vielleicht menschlich genug gewesen sei, seinen Sohn diesen zu übergeben, da er nicht annahm, daß sie das ungeliebte Kind bei sich behalten würde. Von Newpork traf sehr bald die Nachricht ein, daß Mr. Henry Vancouver dort anwesend sei und in seinem Hause, 5. Avenue Nr. 17, wohne.

„Ich werde sofort den Versuch machen, den Herrn zu sprechen“, sagte Hohenthal dem Freunde.

„Versprichst Du Dir Nutzen davon?“

„Er ist der Einzige, der mir Nachricht über den Aufenthalt meiner Frau geben kann, ich muß den Versuch machen, auf jede Gefahr hin. Nur auf diese Weise kann ich noch Nachricht von dem Aufenthalt meines Kindes erlangen.“

„Ich fürchte, Du wirst Dich hinreißen lassen, laß mich lieber gehen.“

„Nein, ich will den Buben selbst ins Verhör nehmen.“

Hohenthals Entschluß war nicht zu erschüttern, und am anderen Tage reiste er nach Newpork.

(Fortsetzung folgt.)

Künstlerische Photographie. Karl Schipper, 31 Rheinstr. 31. Tel. 2763

Denkspruch.

Das Schöne tut keine Wirkung schon bei der bloßen Betrachtung.
Das Wahre will Studium.

Schiller.

Sonntagsmorgen.

Novellette von Lothar v. Brendendorff.

(Nachdruck verboten.)

„Mutterchen — kommst Du nicht, mit uns zu beten?“ Eine helle, schmeichelnde Kinderstimme ruft es in das Klappern der Nähmaschine hinein, und die junge Frau hält in ihrer Arbeit inne, um dem Rufe zu folgen. Aus der blüthsauberen Küche, die ihr zugleich als Arbeitszimmer dient, tritt sie in das Schlafstübchen, darin neben ihrer eigenen Lagerstätte die beiden kleinen, schneeweiß schimmernden Betten stehen. In jedem von ihnen liegt eine winzige weiße Menschengestalt, und in so süßen, weichen Lauten, wie sie eben nur aus unschuldigem Kindermaul kommen können, klingen das alte fromme Kindergebet durch das häusliche Gemach.

„Laß uns jeden Morgen wieder fröhlich und Dir dankbar sein! Amen!“ schließt der sechsjährige Bruno, um dann, indem er mit beiden Armen den Hals der über ihn gebeugten Mutter umschlingt, hinzuzufügen:

„Mutterchen, sind wir artig genug gewesen, um morgen in den Zoologischen Garten zu gehen?“

„Darauf sollt Ihr selbst die Antwort geben,“ erwidert sie lächelnd. „Ist Euer Gewissen ganz rein?“

Ein gedrücktes Schweigen folgt dieser Frage. Dann klingen es kleinlaut zurück.

„Bloß — bloß den Max Hempel haben wir heute ein bißchen verhaßt. Ist das etwas sehr Böses?“

„Wenn Ihr's aus Bosheit getan habt, und nicht, um Euch zu verteidigen —“

„Er ärgert uns immer so sehr, Mutterchen! Heute hat er uns wieder nachgerufen, unser Vater wäre gar nicht verreckt, wir hätten überhaupt gar keinen Vater gehabt. Da habe ich ihm gesagt, er soll still sein. Und wie er es doch immer wieder gesagt hat, da — da haben wir beide ihn verhaßt. Aber Fräulein hat keine Schuld. Er hat mir bloß beigestanden, weil doch der Max Hempel viel größer ist wie ich. Und das mußte er doch tun, weil er mein Bruder ist — nicht wahr?“

Die junge Frau hat die zarte Kindergestalt für einen Moment mit ungestüher Zärtlichkeit an ihre Brust gedrückt, und es zittert wie mühsam verhaltene Bewegung in ihrer Stimme, als sie erwidert:

„Ich hoffe, der liebe Gott wird Euch das nicht als Sünde anrechnen. Wenn ein ungezogener Bube Euch etwas derartiges nachruft, so geht ihm lieber aus dem Wege und lämmert Euch nicht darum. Und nun gute Nacht, meine Lieblinge! Schlaf schnell ein, damit Ihr morgen frisch und gesund seid, wenn wir in den Zoologischen Garten gehen.“

„Ja, Mutterchen! Aber Du darfst die Tür nicht ganz zumachen. Sonst können wir die Nähmaschine nicht hören. Und das ist so hübsch.“

Das Klappern und Surren ist ihnen eine liebe, unentbehrliche Schlummermusik. In ihrer glücklichen Unschuld ahnen sie ja noch nicht, daß es nur die Kinder der Armut sind, die auf solche Art in den Schlaf gewiegt werden. Und sie wissen nicht, was diese ihnen so vertrauten Laute an Mühlsal und harter Arbeit für ihr armes Mutterchen bedeuten.

Nach wenigen Minuten schon sind sie sanft hinüber geschwebt in das Reich der Träume, und der farbige Kleiderstoff, mit dem sie beschäftigt ist, gleitet wieder durch die geschickten Finger des jungen Weibes, das noch immer hübsch und anmutig aussieht, trotz der allzu früh erschienenen vergreuten Linien um Augen und Mund. Viertelstunde auf Viertelstunde verrinnt, ohne daß sie in ihrer rastlosen Arbeit inne hält. Die Zeiger der kleinen Schwarzwälder Uhr weisen bereits auf zehn. Da kommt es draußen langsam und tastend die Stiege herauf wie der Schritt eines Menschen, der zögernd und unsicher auf einem schweren Gange begriffen ist. Erstaunt und beunruhigt horcht Frau Hellfried auf. Denn hier oben im fünften Stock wohnt niemand außer ihr.

„Vielleicht ein Betrunkener, der sich verirrt hat,“ denkt sie, und sie springt hastig auf, um zu größerer Sicherheit den Kegel vorzuschieben. Aber da wird schon an die Tür geklopft — leise und schüchtern, wie es nicht die Art von Berauschten ist. Da sie eine beherzte Frau ist, greift sie mit der einen Hand nach der Lampe und tut mit der anderen

dem Thüre entgegen auf. Der Mann ist ein ganz Schlichte zurückgetreten, der sich ihm tief im Gesicht. Es ist nichts in seiner ziemlich schabigen äußeren Erscheinung, das sie bekannt annimmt; mit kurzen Worten fragt sie nach seinem Begehre. Er antwortet nicht gleich und dann kommt es aus seiner Kehle wie ein Schluchzen. Mit einer heftigen Bewegung reißt er den Hut vom Kopfe, und die junge Frau auf der Schwelle stößt einen Schrei aus, als hätte sie ein Gespenst gesehen. Um ein Haar wäre die Lampe ihrer Hand entfallen und sie lehnt sich für einen Moment totenbleich an den Türpfosten, weil ihr die Kniee brechen wollen. So stehen sie einander wortlos gegenüber, bis sich der Mann dazu aufrafft, das Schweigen zu brechen.

„Ja, Martha, ich bin's,“ bringt er leise und demüthig hervor. „Kannst Du mir verzeihen?“

Es ist, als hätte der Klang seiner Stimme der Ueberaschten mit einem Mal ihre Fassung zurückgegeben. Sie richtet sich auf, und statt der Befürzung, die sich noch soeben auf ihrem Antlitz spiegelte, erscheint in ihren Zügen ein Ausdruck unbittlicher Strenge. Sie tritt ein wenig zur Seite und sagt nichts weiter als: „Komm herein!“

Mit gesenktem Haupte gehorcht er. Aber er wagt nicht, sich umzuschauen oder ihr ins Gesicht zu blicken. Wie ein Angeklagter, der sein Urtheil erwartet, harret er ihrer Antwort. Sie läßt ihn nicht lange in seiner qualvollen Ungewissheit. Ohne Härte und ohne Born, doch mit einer Entschiedenheit, die viel entmutigender ist, als ein leidenschaftliches Aufklappen lange zurückgehaltenen Grolls, erwidert sie:

„Wenn es Dir nur um meine Verzeihung zu tun ist, Bruno — wohl, so halte Dich überzeugt, daß ich Dir vergeben habe. Aber Du darfst nicht mehr von mir fordern, als das. Und es wäre besser gewesen, Du hättest mich brieflich darum gebeten, als daß Du Dir und mir die nutzlose Qual dieses Wiedersehens bereitest.“

„Sieh mich an, Martha,“ bittet er leise. „Habe ich denn noch nicht schwer genug gebüßt?“

Und da er keine Antwort erhält, fährt er fort, sich in stehenden Worten an ihre Hochherzigkeit zu wenden. Er spricht von dem Tage, da er sie und die Kinder in feiger Flucht verlassen, als von einem Tage sinnloser Verzweiflung, da er kaum noch gewußt habe, was er tat. Die letzte Hoffnung auf Rettung aus seiner geschäftlichen Notlage war ihm zu Wasser geworden. Er hatte Alles über sich zusammenbrechen sehen, und das Schreckgespenst eines schimpflichen Bankrotts hatte greifbar deutlich vor seinen Augen gestanden. Wenn er blieb, war er mit den Seinen rettungslos dem Elend preisgegeben. Aber wenn er ging, würde seinem jungen Weibe vielleicht Hilfe kommen von ihren reichen Verwandten, von denen er für sich selbst nichts zu hoffen hatte, weil sie von vornherein gegen Marthas Heirat gewesen waren. Er aber wollte sich draußen in der Fremde in rastloser Arbeit eine neue Existenz aufbauen, wollte seine ganze Kraft daran setzen, die Gläubiger zu befriedigen und das begangene Unrecht zu sühnen.

„Es war trotz alledem ein Verbrechen — ich weiß es wohl, Martha, und ich versuche nicht, es zu beschönigen. Aber Du würdest es doch vielleicht heute milder ansehen, wenn ich erreicht hätte, was ich mir vorgesetzt. Am lieblichen Willen hat mir's bei Gott nicht gefehlt. Ich habe gearbeitet wie ein Sklave und gelebt wie ein Hund. Doch das Glück war nicht mit mir, und was ich angriff, schlug fehl. Ich hätte Dir vielleicht ein Lebenszeichen geben sollen: aber die Scham gebot mir zu schweigen, so lange es mir schlecht ging. Ich hoffte ja noch immer auf ein Wunder, das mich meinem Elend entreißen und mir ein Vermögen in den Schoß werfen sollte. Meine Gedanken aber waren Tag und Nacht nur bei Dir und den Kindern.“

Schwer atmend hält er inne und wirft einen zögernden Blick auf ihr vom Licht der Lampe hell beschienenes Antlitz. Aber es ist starr und streng wie zuvor. Seine bewegliche Schilderung hat die Eisesrinde nicht zu schmelzen vermocht, die sich in diesen Jahren der Verlassenheit um ihr Herz gelegt hat. Ihr beharrliches Schweigen ertötet auch seine letzte Hoffnung, und seine von allem Anbeginn so zaghafte Stimme ist beinahe tonlos, als er vollendet:

„Länger als drei Jahre habe ich's ertragen. Dann waren mein Anstrengungen und Entbehrungen auf das Krankenlager. Und während der langen, schlaflosen Nächte im Hospital suchte ich den Entschluß, nach Deutschland zurückzukehren. Was auch immer mich in der Heimat erwarten mochte, ich wollte es als eine wohlverdiente Buße geduldig auf mich nehmen. Es wurde mir nicht leicht, nach meiner notdürftigen Wiederherstellung die große Summe für das Passagierbillet zusammenzubringen; aber es gelang. Gestern bin

ich in Hamburg gelandet, und seit dem heutigen Morgen bin ich hier. Am Mittag schon war es mir gelungen, meine Wohnung zu ermitteln. Aber ich schämte mich, am hellen Tage zu Dir zu kommen. Und als ich dann nach dem Einbruch der Dunkelheit vor dem Hause stand, da schloß es mir mit einem Mal an Mut, mein Vorhaben auszuführen. Wohl zwei Stunden lang bin ich ruhelos umher gewandert, bis mich endlich die Furcht, daß man die Tür schließen könnte, zu dem entscheidenden Schritte trieb. Aber ich sehe nun wohl, daß ich besser getan hätte, ihn zu unterlassen."

Ihr Antlitz und ihre Augen sagen Ja, aber sie ist wenigstens barmherzig genug, das grausame Wort nicht auszusprechen.

"Du hast von dem damaligen Bankrott her nichts mehr zu fürchten, lautet ihre ruhige Entgegnung. Einer meiner Verwandten hat nach Deinem Verschwinden ein Arrangement mit den Gläubigern herbeigeführt. Und von einer Erbschaft, die mir vor Jahresfrist zufiel, habe ich bis auf einen kleinen Rest, für den sie leider nicht mehr ausreichte, die Schuld getilgt. Niemand wird Dich belästigen. Aber wenn Du gesonnen bist, in Deutschland zu bleiben, wirst Du doch wenigstens, wie ich hoffe, nicht hier Deinen Aufenthalt nehmen."

"Und das nennst Du mir verzeihen, Martha?" Du willst mich vielleicht sogar fortschicken, ohne daß ich auch nur meine Kinder wiedergesehen hätte?"

"Ich bitte Dich, freiwillig darauf zu verzichten. Sie glauben ihren Vater auf unbestimmte Zeit verzeiht und es ist besser, sie in diesem Glauben zu lassen, als in ihren jungen Herzen Zweifel und Fragen wachzurufen, auf die wir ihnen ja doch nicht wahrheitsgemäß antworten könnten."

Der gebeugte Mann richtet sich auf. Wie schuldbewußt und demütig er auch hierher gekommen ist, diese unerbittliche Härte ruft doch den Rest männlichen Stolzes wach, der noch in ihm schlummert.

"Wohl, ich füge mich. Nur auf die Rechte, die mir Dein Herz einräumen würde, nicht auf die, welche mir das Gesetz gibt, wollte ich mich berufen. Ich gehe. Und ich wünsche Dir von Herzen, daß Du es nie bereuen mögest, mich so von Deiner Schwelle gewiesen zu haben."

(Schluß folgt.)

Zur Geschichte des Wortes „nervös“. Der Gebrauch des Wortes „nervös“ im heutigen Sinn krankhafter Nervenschwäche ist bekanntlich jungen Ursprungs: der ursprüngliche Sinn des Wortes war der von „sehnig, nervig“, auch in übertragener Anwendung „bündig“, „eindringlich“, „kräftig“. Einige Beispiele, die Otto Ladendorf in der Zeitschrift für deutsche Wortforschung beibringt, beleuchten deutlich diese vielleicht nicht uncharakteristische Entwicklung. So heißt es bei Lessing in Ernst und Falk, fünftes Gespräch (1778): „Es war immer das Kennzeichen einer gesunden, nervösen Staatsverfassung, wenn sie die Freymäuerer neben sich blühen ließ“. Ein Leipziger Buch aus dem Jahre 1723 gibt sich im Titel als „Kurze, doch deutliche und nervöse Beschreibung von Gebäuden aus; dieselbe Anwendung findet sich in Himmanns Bearbeitung von Schubarths Lehrbuch der schönen Wissenschaften, wo von dem griechischen Dichter Archilochos gesagt wird, „Quintillian schreibt ihm Stärke des Ausdrucks und nervöse Sentenzen zu“. Ein erstmaliger Uebergang zum heutigen Sprachgebrauch, wenn auch noch nicht dieser selbst, findet sich bei Campe in seinem Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung (Braunschweig 1813). Zwar ersetzt er noch „nervös“ durch „nervig, kräftig“ und fügt eigens hinzu, daß man gewöhnlich den Begriff „starknervig“ damit verbinde; aber er verzeichnet daneben auch schon den Ausdruck „ein nervöses Flugsieber“. Aus diesem Gebrauch wie aus manchen anderen Stellen ist zu entnehmen, daß das Wort im Anfang des Jahrhunderts den neutralen Sinn von „die Nerven betreffend“ hatte. Der kleine Schritt von diesem Gebrauch zum heutigen Bedeutungsinhalt geschah durch die medizinische Terminologie. Beleuchtet wird dieser Uebergang durch eine Stelle aus Görres' Rheinischer Merkur (1814): Wie die leiblichen Krankheiten dieser Jahrhunderte einen nervösen Charakter angenommen haben, so ist es auch um die moralischen Revolutionen beschaffen. Dennoch dauerte es noch beinahe ein Jahrzehnt, bis die neue Bedeutung von nervös — leidenschaftlich erregt, nervenschwach, nervenkrank allgemeine Aufnahme und Verbreitung fand. Die Romantiker nehmen das Wort nervös noch nicht auf, ebenso nicht Jean Paul; Eichendorff läßt noch 1823 in seinem dramatischen Märchen „Krieg den Philistern“ in bezug auf muskulöse Waffenschmiede sagen: „Was sind denn das für nervöse ruhige Kerls, die da um das Feuer hantieren?“ Dagegen hielt es charakteristischerweise mit den verneinenden, wieselsüchtigen, welschmerzlichen Schriftstellern des jungen Deutschland seinen Einzug in heutiger Anwendung in die Literatursprache. Den ältesten Beleg fand Ladendorf in Immermanns 1830 erschienenen „Miszellen“, während es von der Mitte der dreißiger Jahre an eingebürgert, ja geradezu Modewort ist. Die Substantivbildung „Nervosität“ ist Ladendorf zuerst bei dem 1849 verstorbenen Arzte Feuchtersleben begegnet, der es mit Bezug auf eine exaltierte Briefsteller der Rakel anwendet.

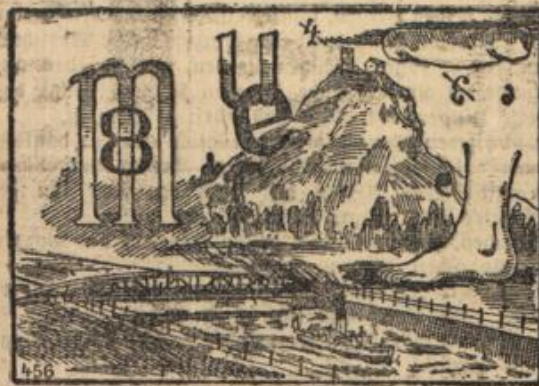
Räthsel und Aufgaben.

Buchstaben-Ergänzung.

— rneß —
— esse —
— oss —
— ndie —
— ubri —
— ant —
— be —
— ie —
— ina —
— ori —
— nßru —

Die Striche sind veraltet durch Buchstaben zu ersetzen, daß Wörter entstehen, deren Anfangs- und Endbuchstaben, nacheinander gelesen, ein Wort aus Goethe's „Faust“ nennen.

Rebus.



Auflösungen aus voriger Nummer. Kombinations-Aufgabe.

Dammesfeld
Osterwied
Charlottenburg
Hildesheim
Berlin
Elisabeth
Justerburg
Therese
Samuel
Feuerbach
Eidenschaft
Altenau
Eisenburg
Mietischel

Hochzeitseier.

Magisches Kreuz.

A	E	W
a	e	e
a	p	i
e	i	v
W	e	t
	o	a
	i	r

Gegensatzräthsel.

Erwärme
Immermann
Langerfeld
Giele'en
Mandarin
Inselreich
Tanzlust
Weinstein
Eberhard
Jungbrunnen
Lauterberg
Einmaleins

Gite mit Welle.

Rebus.

Keine Ernte ohne Saat

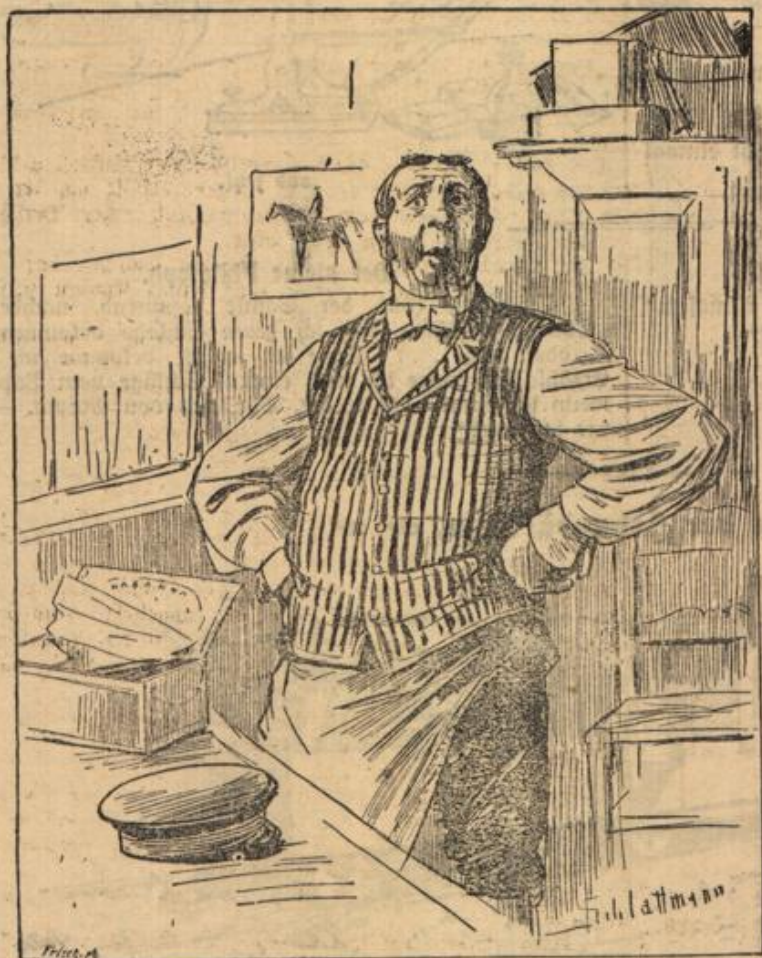
Postler, Tapezier, Franz Hild, u. Decorationsgeschäft.
wohnt jetzt Kleine Webergasse 11, Wiesbaden.
Aufarbeiten von Sophas von 6 Mark, Mattressen von 8 Mark an, Gardineaufnahmen u. billigt oder nach Uebereinkunft. 5987



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)

~ ~ Begriffsverwirrung. ~ ~



— „Ich weiß gar nicht, meine Kiste wird immer leerer —
sollte etwa der gnädige Herr . . .?“

Der boshafte Bäckerjunge.



Radler: „Verdammtter Bengel! Gleich komme ich runter!“



Bäckerjunge: „Aber Herr Strampelrat, bemühen Sie sich doch nicht.“



— „Daß mein Graf so eifersüchtig ist, ist wirklich zu dumm!“
 — „Hat er denn Ursache dazu?“
 — „Das ist ja das dumme, daß ich ihm nicht einmal Unrecht geben kann.“

Bettler-Humor.

- „Ein Unglücklicher bittet um ein kleines Almosen.“
- „Wie sind Sie denn ins Unglück geraten?“
- „Ich verlor meine Stimme.“
- „Sie sind also Sänger?“
- „Nein — Ehemann!“

Der Kampf mit dem Drachen oder: Der Feind der Menschheit



und jetzt.

Der kleine Philosoph.

Fritzchen (aus der Schule kommend, nachdenklich):
 „Soll ich erzählen, daß ich heute Schläge bekommen habe — oder nicht . . ? Sage ich nichts, bekomme ich nichts. Erzähle ich, kriege ich noch einmal Schläge vom Papa und, wenn ich dann recht weine, Bonbons von Mama. — Was tue ich nun?“

Von der Sekundärbahn.



Direktor einer Malerschule (zum Zugführer): „Sagen Sie, Herr Zugführer, könnten Sie den Zug nicht ein klein wenig schneller fahren lassen, diese Gegend haben wir bereits alle auf der Leinwand.“

Der schlaue Johann.

Ganz kurze Zeit erst war der junge Bankier Ernst Reichhausen mit einem reizenden Mädel aus der Provinz verheiratet, das er vor etwa Jahresfrist in einer fashionablen Pension der Hauptstadt durch Zufall kennen gelernt. Die wenig schmeichelhaften Epitheta, wie „Dandpomeranze“, „Dorf-gänschen“ u. s. w., mit denen die neiderfüllten Evasdöchter, die sich um ihre Hoffnung auf die „gute Partie“ betrogen sahen, das junge Weib heimlich beehrten, raubten ihr nichts von ihrer Anmut und liebreizenden Natürlichkeit.

Es war dem jungen Reichhausen nicht allzuschwer gefallen, dem lockeren Junggesellenleben zu Gunsten seiner Häuslichkeit zu entsagen. Euergetisch widerstand er den Versuchen und Neckereien seiner Freunde, und auch heute lächelte er bloß, als er einen Blick auf den seinen Essenbeinkarton geworfen hatte, der die kurze Einladung enthielt:

Alter Pantoffelheld!

Nur noch einmal entschlinge Dich den Fesseln Deines kleinen Drachen und komme morgen Abend zu unserm kleinen Souper bei M. Wir sind ganz entournous — Du verstehst ja — und, was für Dich die Hauptsache, die kleine Fisi vom Zirkus Hopfationi, Dein Hauptschwarm, ist auch da.

Wie schon bemerkt, lächelte Reichhausen bloß, da es sofort bei ihm feststand, die Einladung abzulehnen. Aber er war ein höflicher, verbindlicher Mann, und so gab er seiner Absage auf der Rückseite des Kartons eine möglichst humoristische Form, wobei er unter anderem versprach, „wenn der kleine Drache sein erstes Feuer verspielen habe, so werde sich eher über derartige Dinge wieder reden lassen.“

Reichhausen trällerte ein Liedchen, als er das Klobert geschlossen hatte. Es war ihm nach diesem neuen Triumph über sein eigenes Ich ordentlich wohl.

„Johann, schmeiß das Ding hier in den nächsten Briefkasten,“ befahl er noch dem Diener, indem er den zierlichen Brief in die derbknochigen Hände seines Famulus legte und das Haus verließ.

Der Diener Johann war eine Art Familien-Inventar, das die junge Bankiersfrau mit Kisten und Kasten aus der pommerschen Heimat mitgebracht, und der sich neben seiner sprichwörtlichen Treue einer noch ausgeprägteren Stupidität erfreute.

Als der Banquier abends nach Hause zurückkehrte, fand er den Tisch gedeckt und das Souper angerichtet. „Wo ist meine Frau?“ fragte er voller Verwunderung das Hausmädchen. Es war das erste mal, daß sein Weibchen ihm nicht schon auf dem Flur entgegengeeilt kam. Das Mädchen machte ein verlegenes Gesicht, und erst auf sein weiteres Drängen erhielt er den zögernd gegebenen Bescheid, die Gnädige habe sich in ihr Voudoir eingeschlossen und wünsche den Abend über ungestört zu bleiben.

„Na, für mich wird dieser Befehl wohl nicht so kategorisch gemeint sein,“ lächelte er und klopfte an die Tür des Voudoirs,

gleichzeitig seine Gattin beim Namen rufend. Seine Antwort erfolgte, auch nicht auf das wiederholte Klopfen. Was war das? Deutlich vernehmbar drang durch die Tür leises Weinen. Er gab seine weiteren Versuche schon wegen der Anwesenheit des Dienstmädchens auf und ging, instinktiv ahnend, daß er dort die Erklärung für das sonderbare Benehmen seiner Frau finden werde, nach seinem Arbeitskabinett. Ein Stoß Briefe lag auf dem Tische und zu oberst — er wollte seinen Augen nicht trauen — das vor einigen Stunden von ihm selbst konvertierte und adressierte Billet an seine Freunde, das bekanntlich deren Einladung und seine Absage enthielt. Unter seinen Worten aber stand noch etwas — er erkannte die Schriftzüge seiner Frau —:

„Gelesen. Ich reise morgen zu meinen Eltern. Lebe wohl. Vili.“

Die Schriftzüge tanzten ihm vor den Augen. Wie war der Brief in die Hände seiner Frau geraten? Mit furchtbarer Wut schellte er er nach dem Diener.

„Hast Du nicht einen Brief zur Besorgung übergeben, Du Tölpel!“ schrie er den verdutzten Johann an.

„Ja, Herr!“

„Und hast Du ihn denn besorgt?“

„Ja, Herr! Ich habe ihn in den nächsten Briefkasten smieten, wie de Herr seggt hebben.“

„Welcher Briefkasten ist das?“

„Wel war das? Ich habe den Brief rinsmieten, wo uns oll Briefträger all uns' Brief rinsmieten dächt, in uns' eigenen Briefkasten vor de Döhr!“

Nach langem Bitten und einer gründlichen Generalbeichte erhielt Reichhausen von seiner beleidigten Gattin Absolution. Johann aber kann heute noch nicht begreifen, was er für eine Dämlichkeit damals begangen hatte.

Leicht begreiflich.



— „Mir schlafen häufig die Füße ein.“

— „Kein Wunder, die sind auch immer mit Ihnen beisammen.“

Der bequeme Löwe.

„... Ich erwache also durch ein Geräusch,“ erzählte Herr Fluntermeyer sein

afrikanisches Reiseabenteuer weiter, „reibe mir die Augen und sehe einen riesigen Löwen vor mir, welcher durch die leere Fensterhöhle in das verlassene Blochhaus gelleitert war, in welchem ich ungestört übernachten zu können gehofft hatte. Mit einem Satz springe ich auf die Füße und erwarte mit männlicher Ruhe den Tod. Schon bucht sich das Untier zum Sprunge. Ich spreche noch ein kurzes Stohgebet, da fällt sein Blick auf die leere Bettstelle. — Der Löwe scheint sich zu besinnen, blickt von der Ruhestätte prüfend auf mich, dann wieder zurück und klettert schließlich schwerfällig ins Bett, um sich darin auszustrecken und nach kräftigem Gähnen sofort einzuschlafen. — Sehen Sie, meine Herren, der Löwe — weniger hungrig als müde und bequem — hatte sofort erkannt, daß, wenn er mich im Magen hätte, er in der einschläfrigen Bettstelle nicht mehr bequem Platz finden würde!“

Entrüstung.

Assistent: „Eine Hundekälte hier im Bureau . . . und da wundert sich der Chef, daß ich im Amte nicht warm werde!“

Unangenehm.

Barbier: „Sind Sie aber zerschnitten im Gesicht.
Welcher Esel hat Sie denn zuletzt rasiert?“
Kunde: „Ich habe mich selbst rasiert.“

~ Ergänztes Sprichwort. ~



Fruch

Schilf



Übung macht den Meister — wütend.

22

Treffend.

Theatersekretär (seinen Direktor treffend): „Aber
Herr Direktor, bei der Hitze im Pelz?“
Direktor: „Nur um den niederträchtigen Kritikern
zu zeigen, wie kalt mich ihre Rezensionen lassen!“

~ Schwörenöter. ~



Herr: „Während eines Gewitters möchte ich mit Ihnen nicht
spazieren gehen, liebes Fräulein.“
Fräulein: „Warum denn nicht?“
Herr: „Wegen der Anziehungskraft, die Sie besitzen, wie leicht
kann man da vom Blich getroffen werden.“

23

Mißverständnis.

Frau (auf der Straße): „Was trägt der Mann da auf der
Schulter?“
Mann: „Es scheint ein Blichableiter zu sein.“
Frau: „Gott, wie kann nur einer so furchtbar ängstlich sein.“

~ 24 ~

Herb.

Gatte (während eines ehelichen Zwistes): „Hältst Du mich
vielleicht für verrückt?“
Gattin: „O nein, aber ich kann mich ja irren!“

25 26

Stiller Held.

Sonntagsjäger (im Tiermaler-Meister einen gemalten Hasen
betrachtend): „Werkwürdig gut getroffen!“

27

~ Zurückgegeben. ~



Herr X.: „Hören Sie mal, Ihre Ohren mit Sauerkohl, das
müßte großartig sein.“
Herr Y.: „Zawohl und dazu Ihre Schnauze!“